

Jürgen P. Rinderspacher

Das Leben – besteht aus Übergängen

Vortrag

Zeitakademie des Tutzinger Projekts „Ökologie der Zeit“

26.-28.06.201

Für Carlotta

Übergänge – Welch ein Thema! Tatsächlich ist das Leben voller Übergänge. Mein eigenes zum Beispiel. Vor ein paar Wochen bin ich Opa geworden – das erste Mal. Nicht völlig übergangslos – da meine Kinder mich frühzeitig auf das große Ereignis vorbereitet hatten – bin ich damit nun noch reicher an Nachkommenschaft, an quirligem Familienleben und an Kindern unterm Weihnachtsbaum. Ich bin aber auch wieder etwas älter geworden. Natürlich nicht an Lebensalter, aber doch bin ich, obwohl ich gar nichts dafür kann, nun in eine andere Alters- und damit Güteklasse aufgerückt. Soziologisch habe ich damit durch Fremd- und nolens volens durch Selbstzuschreibung die Grenze einer neuen Statuspassage überschritten. Bald wird mich die kleine Carlotta „Opa Jürgen“ nennen – und mit ihr viele andere auch.

Meinem Sohn und meiner Schwiegertochter geht es ja nicht viel anders: Jonathan und Corinna sind nun Mutter und Vater und beide zusammen sind sie Eltern geworden, meine Töchter sind nun Tante Ella und Tante Laura.

Und Carlotta, wie könnte sie selbst den Übergang erlebt haben? In freudiger Erwartung auf eine tolle Welt, oder ängstlich – eben wegen dieser Welt?

In einer, wie ich finde, wunderschönen Anekdote schildert Klaus Berger (Wie kommt das Ende der Welt, Gütersloh 1999) Ängste und Hoffnungen zweier Menschlein kurz vor ihrer Geburt:

Es geschah, dass in einem Schoß Zwillingen empfangen wurden. Die Wochen vergingen, und die Knaben wuchsen heran. In dem Maß, in dem ihr Bewusstsein wuchs, stieg auch die Freude:

Die Zwillinge begannen, ihre Welt zu entdecken. Als sie aber die Schnur fanden, die sie mit ihrer Mutter verband und ihnen die Nahrung gab, da sangen sie vor Freude: „Wie groß ist die Liebe unserer Mutter, dass sie ihr eigenes Leben mit uns teilt!“

Als aber die Wochen vergingen und schließlich zu Monaten wurden, merkten sie plötzlich, wie sehr sie sich verändert hatten.

„Was soll das heißen?“ fragte der eine.

Das heißt, antwortete der andere, „dass unser Aufenthalt in dieser Welt bald seinem Ende zugeht“.

„Aber ich will gar nicht gehen, erwiderte der eine, „ich möchte für immer hier bleiben“

„Wir haben keine andere Wahl“ entgegnete der andere, „aber vielleicht gibt es ein Leben nach der Geburt!“

„Wie könnte dies sein?“ fragte zweifelnd der erste, „wir werden unsere Lebensschnur verlieren, und wie sollten wir ohne sie leben können? Und außerdem haben andere vor uns diesen Schoß hier verlassen, und niemand von ihnen ist zurückgekommen und hat uns gesagt, dass es ein Leben nach der Geburt gibt. Nein, die Geburt ist das Ende!“

Und so waren die letzten Tage gefüllt mit vielen Fragen und großer Angst.

Schließlich kam der Moment der Geburt. Als die Zwillinge ihre Welt verlassen hatten, öffneten sie ihre Augen. Sie schrien. Doch was sie sahen, übertraf ihre kühnsten Träume.

Das Leben beginnt also mit harter Übergangs-Arbeit und Carlotta hat auf ihrem Weg zum richtigen Menschen viele weitere Übergänge vor sich: von Muttermilch auf Fläschchen, vom Schreien zum Sprechen: „Jetzt hat sie Opa gesagt!“, von einem Leben ohne Zähne zu einem Leben mit Zähnen, vom bobby-car zum Dreirad bis hin zur Fähigkeit zwischen Ich und Du zu unterscheiden. Und nicht zu vergessen der Übergang von einem Wesen, das mehr oder weniger im Strom der Rhythmen von Hell und Dunkel, Hunger und Satt lebt hin zu einem Wesen, das so etwas wie ein Zeitbewusstsein herausbildet, wie Jean Piaget uns in seinem berühmten Werk gezeigt hat.

Und weiter geht's von der Abiturientin zur Studentin, zur Praktikantin, zur verliebten Freundin ihres Freundes und schließlich zur werdenden Mutter, die sich auf ihr Kind freut – so schließt sich der Kreis. Es ist gut, sich einmal wortwörtlich in Erinnerung zu rufen, wie viele solcher epochalen Übergänge wir in den ersten Jahren unseres Lebens durchlaufen – wie viele Abschiede und wie viele Neuanfänge. Die harte Schule des Lebens beginnt also – nach der ersten Grundentscheidung die Welt betreten zu wollen – mit der Zumutung, zwischen Loslassen und Neuland eine Balance zu finden, mit der wir leben können.

Diese Balance gelingt mehr oder weniger gut: Abstillen zum Beispiel ist ein Vorgang, mit dem nicht jeder Säugling einverstanden ist, auch der Übergang von der Rund-um-sorglos-Bepamperung zum Töpfchen trifft regelmäßig auf Boykott oder gar offenen Widerstand. Geht es doch immer um die Aufgabe, für sicher gehaltene Lebensgewohnheiten

zugunsten neuer, risikobehafteter Lebensabschnitte aufzugeben.

Dieser konflikthafte Entwicklungsprozess verändert sich im Laufe seiner Entwicklung selbst: Nämlich vom unbewussten Durchgeschoben-Werden eines kleinen Menschen durch das, was Natur und Gesellschaft mehr oder weniger alternativlos für ihn vorgesehen haben, hin zu immer bewussteren Entscheidungen beim Durchgang durch die für junge Menschen vorgesehenen Passagen.

Die Gesellschaft hält hier mehr oder weniger breite Optionen bereit und diesen entsprechende Rituale, mit denen die Übergänge soziokulturell firmiert werden. Solche Übergänge sind häufig an bestimmte Altersklassen gebunden, in die das Kind bzw. der /die Jugendliche hineingewachsen sind. Sie gehen darauf zurück, dass die Welt der Erwachsenen diesen Altersklassen bestimmte, allein mit dem Alter zu erreichende Fähigkeiten zuschreibt. Solche Rituale sind übrigens schon bei so genannten primitiven Gesellschaften anzutreffen, etwa die kollektive Aufnahme einer Altersgruppe männlicher Jünglinge in den Stand der Krieger.

Etwas Ähnliches findet man ja auch in den uns geläufigen Initiationsriten der Kommunion und Konfirmation. Diese sind zwar auch an eine Altersklasse gebunden, aber es tritt eine Anforderung hinzu, nämlich die, sich entscheiden zu sollen – hier für den christlichen Glauben und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirchenmitglieder.

Während man dem Menschen in Glaubensdingen mit der Religionsmündigkeit schon relativ früh einiges zutraut,

braucht es ein erheblich höheres Lebensalter, um im öffentlichen Straßenverkehr agieren zu dürfen. Eine führerscheinlose Existenz wird von den meisten Menschen frei nach Lorient bekanntlich für möglich aber sinnlos gehalten. Man könnte, was die Aufnahme in die Erwachsenenwelt angeht, dies als einen Übergang betrachten, der der Konfirmation an Bedeutung wahrscheinlich kaum nachsteht. Erstaunlich eigentlich, dass öffentliche Übergangs-Rituale weder von den Kirchen noch vom ADAC angeboten werden.

Das gilt auch umgekehrt, sozusagen rückwärtslaufend, wenn wir uns aus der Gemeinschaft der Fahrtüchtigen endgültig verabschieden, indem wir dereinst unsere Puppe wieder zurückgeben.

Gab es in der ersten Industriemoderne noch den großen Übergang vom Bildungssystem ins Arbeitsleben als deutlichen Markierungspunkt einer neuen Statuspassage, sind diese Grenzen schon lange im Schwinden begriffen. In einer Gesellschaft, in der man mit dem Berufseintritt statistisch mehrmals den Arbeitgeber und /oder den Beruf wechselt und häufiger auf den Arbeitsmarkt tritt, sind formelle und informelle Prüfungen und Überprüfungen quasi auf Dauer gestellt. In Zeiten galoppierender Innovationen in den Produktions- und Informationstechnologien und anderswo sind Fort- und Weiterbildung, Lebenslanges Lernen also, systemisch bedingt.

Lebenslang lernen muss man allerdings nicht nur in der Hoffnung, damit *neue* berufliche Ziele verwirklichen zu können, sondern im Gegenteil auch um Veränderung zu

vermeiden – denn nur wer sich bewegt kann darauf hoffen, zu bleiben, was und wo er ist. Das heißt, auch wer sich in seiner momentanen Lebenssituation gerade wohlfühlt, sieht sich dem Zwang zur Veränderung ausgesetzt, sei es dem Zwang zur Anpassung an die Umstrukturierung von Betriebsabläufen auf der Arbeit oder gar den Umzugsplänen der Firma in eine andere Stadt.

Hier fällt einem natürlich sofort das hübsche Bild von der schiefen Ebene ein, das Kollege Rosa in diesem Zusammenhang gerne bemüht: Wir alle befinden uns demnach in der Hochgeschwindigkeitsgesellschaft, in der wir leben, auf einer schiefen Ebene, von der wir abzurutschen drohen, wenn wir uns nicht aktiv dagegen stemmen. Wir sind auf die weitere Perfektionierung unserer Skills angewiesen, wenn wir nicht hinabpurzeln und damit dem “slipping slope“ Effekt erliegen wollen.

Nicht unähnlich den beruflichen Anforderungen verhalten sich unsere privaten Verhältnisse. Denn ebenso wie wir statistisch mehrmals unseren Job beziehungsweise Arbeitgeber wechseln, ist auch die Kontinuität unserer Partnerbeziehungen in Fluss geraten – vor und nach der Ehe. Dabei sollte doch gerade die Ehe als Prototyp einer möglichst stabilen Institution gelten, ohne weitere Übergänge nach dem einen großen Übergang des Eheversprechens. Kontrafaktisch zur Statistik, die dieses Ideal deutlich widerlegt, weisen die Angehörigen der jüngeren Kohorten nun jedoch erstaunlich konforme Vorstellungen bezüglich Sinn und Dauer der Ehe auf, wie die neueren Shell-Jugendstudien wiederholt gezeigt haben.

Sie zielen so klar auf eine Dauerbeziehung fürs Leben hin, wie es sich in dieser Direktheit eigentlich nur noch der Deutsche Schlager auszusprechen traut.

Auch die Kirchen erkennen ja schon lange die Möglichkeit des Scheiterns einer Ehe an – wenn auch mit unterschiedlichen Konsequenzen. Die neue Familiendenkschrift der EKD propagiert inzwischen als Leitbild die lebenslange gegenseitige Verantwortung zwischen zwei Menschen – wobei deren Geschlecht als konstituierendes Merkmal inzwischen mehr oder weniger weit in den Hintergrund getreten ist. Nach evangelischem Verständnis kann diese Entscheidung revidiert werden, während die katholische Ehe als Sakrament und damit – einmal vollzogen – bekanntlich als unauflöslich betrachtet wird. Als eine Institution also, die zumindest in ihrer religiösen Dimension keinen weiteren Übergang zu irgendetwas, das danach noch kommen könnte, vorsieht. Mit der Konsequenz, dass nur der Tod den Status der Partner verändern kann, wie es in der einschlägigen Formel heißt.

Aber auch ohne kirchlichen Segen gerät man schnell in einen merkwürdigen Zwiespalt: Einerseits suggeriert jeder Liebesschwur – zumindest unausgesprochen und wenn es denn wirklich Liebe sein soll – Zeitlosigkeit. Danach nimmt die Liebe zwar ihren Anfang – nicht wenige zelebrieren ja regelmäßig „den Tag, an dem alles begann“ (um es mit Howard Carpendale zu sagen) aber, wie beim treuen Husar im Kölner Karneval, sie nimmt kein Ende mehr. Jedenfalls spricht man darüber nicht und denkt auch möglichst nicht daran.

Ganz anders als es dereinst dem wohl prominentesten Zeitforscher aller Zeiten erging. So mutiert Martin Heidegger in seiner Marburger Zeit vom distinguierten, hofierten Philosophieprofessor zum ungestümen Liebhaber, als eine seiner Studentinnen, Hannah Arendt, seine Vorlesung besucht. Am 27.11.1925 schreibt er ihr überschwänglich und reichlich schwülstig, im Stil einer längst untergegangenen Epoche:

„Liebe Hannah! Das Dämonische hat mich getroffen. Das stille Beten Deiner lieben Hände und Deine leuchtende Stirn behüten es in fraulicher Verklärung. Noch nie ist mir so etwas geschehen!“

Was ihn nicht hinderte, das Sein zum Tode, das allem Irdischen eignet, auch prospektiv auf seine eigene Verliebtheit anzuwenden. So schwant ihm schon bald, dass diese Liaison weniger durch den Konflikt mit seiner Ehefrau, als vielmehr durch seinen Anspruch an sich selbst als philosophisches Genie scheitern würde – weil nämlich schlicht die Zeit für beides nicht reichten würde.

Und so gibt ihm Hannah Arendt nicht zuletzt deshalb den Laufpass, weil sie sich vernachlässigt fühlt, wenn er in seinem Studierzimmer zu rhetorischer Höchstform aufläuft. Das Ende einer Liaison zwar – aber ohne, wie sie sagt, damit ihre Liebe als solche aufzugeben: Die Liebe als ein zeit-loses Ding. Folgerichtig endet sie in ihrem Abschiedsbrief an den Geliebten: „Und wenn es Gott gibt, so werd ‘ ich Dich besser lieben nach dem Tod“ (Grunenberg 2006, S. S. 120).

Ganz offensichtlich gehört der Übergang vom Zustand einer bestehenden Beziehung in den einer Nicht-Mehr-Beziehung zu den größten emotionalen Torturen, denen die Menschen in der modernen Gesellschaft ausgesetzt sind. Wobei es nur bedingt einen Unterschied macht, ob dieser neue Status von einem selbst oder vom Partner herbeigeführt wurde oder auf der klugen Einsicht beider Beteiligten beruht.

Jede Trennung ist – nicht nur wenn man an den illusorischen Beziehungs-Optimismus junger Menschen denkt – ein soziales Dokument des Scheiterns und zerstörter Hoffnungen auf eine gute Zukunft. Komplementär dazu sind Trennungen die Basis einer sich zunehmend professionalisierenden Beratungs- und Therapiekultur. So titelte vor einiger Zeit eine seriöse Tageszeitung:

„Schöner scheiden! So tut die Trennung nicht so weh. Deutschlands erste Scheidungsmesse fand in Dortmund statt. Neben Mediatoren, Eheberatern und Vaterschaftstest-Anbietern gab es auch eine Verkopplungsparty mit Speed-Dating. Warum bloß? Ein Interview.“

Eine Frage, die sich daraus ergibt, wäre, ob, da die Übergänge in den Beziehungsstrukturen häufiger und heftiger geworden sind, wir eine neue Kultur des Abschiednehmens herausbilden sollten, die nicht mehr als quasi systemfremdes Element eines als infinit konstruierten Ehe- und Beziehungsversprechens auftritt, sondern als Normalerscheinung einer generell auf Diskontinuitäten aufbauenden Gesellschaft.

Und so leben wir in einem erheblichen Widerspruch: Einerseits streben wir nach Selbstoptimierung und versuchen, aus unserer knappen Lebenszeit das Beste und oft auch das Letzte herauszuholen – gewissermaßen das „Leben als letzte Gelegenheit“, wie Marianne Gronemeyer in ihrem Buchtitel es so treffend auf den Punkt bringt. Dies erfordert scheinbar möglichst zielgerichtetes, Nutzen optimierendes Handeln der Individuen, die darum gehalten sind, möglichst gute Entscheidungen für sich zu treffen, alles gut zu planen und alles im Griff zu haben. Auf der anderen Seite müssen wir erkennen, dass unsere Kontrollambitionen häufig ins Leere laufen – was nebenbei bemerkt ja zur Basis einer inzwischen blühenden Landschaft von Zeit-Ratgeber-Literatur geworden ist. Endstation ist dann allzu oft – um mit Alain Ehrenberg zu sprechen – das „geschundene Selbst“. Die Ziele der Menschen werden von den Selbstwidersprüchen ihrer Selbstoptimierungsstrategien konterkariert.

Doch dies scheint nicht nur dem Individuum so zugehen. Auch die gesamtgesellschaftliche Entwicklung läuft immer mehr und immer öfter so, als wäre nirgendwo noch eine steuernde Hand im Spiel – nicht einmal Adam Smith's „invisible hand“, sondern nur noch der blinde Zufall. Konnte man dereinst im 19ten Jahrhundert noch davon sprechen, dass die Geschichte und der Gang der Welt einen Sinn machten und zu einem Ziel hinführten – wobei es ja nicht immer gleich die Aufhebung aller Klassenwidersprüche sein musste –, so sind wir heute sehr viel bescheidener. Der kürzlich verstorbene Ulrich Beck spricht davon, dass es nicht die intendierten Ziele der großen Projekte der Menschheit sind, die die politische

Agenda bestimmen, sondern deren so genannte Nebenfolgen. Wie beispielsweise die eines erhöhten Meeresspiegels, der ganze Staaten in ihrer Existenz bedroht.

Demnach wird die zukünftige Welt nicht bestimmt von den guten Absichten, die sich einst mit der Industrialisierung verbanden, also nicht mehr von der Vision der Überwindung von Hunger, Krankheit, Unwissenheit und Krieg, sondern von der Abwehr der Negativ-Folgen genau jener Strategie, die diese Übel überwinden wollte.

Nicht zuletzt könnte man ja auch auf die Idee kommen, die Struktur einer sich ständig weiter beschleunigenden Gesellschaft, die wir alle beklagen, als eine solche unintendierte Nebenfolge eben jenes Industrialisierungsprozesses zu beschreiben. Dann wäre die zeitliche Beschaffenheit der modernen bzw. postmodernen Gesellschaft sozusagen nichts weiter als ein Fall von zeitlicher Umweltverschmutzung.

Unter diesen Vorzeichen gilt es nun vor allem, nicht einfach nur das Alte loslassen zu können zugunsten des Übergangs in das Neue, das für sich immer schon als das bessere erscheint, sondern im Gegenteil mindestens ebenso oft den Übergang in etwas Unintendiertes, Schlechteres möglichst zu verhindern. Kommt es nicht gerade darauf an, auch an bestimmten Dingen *festzuhalten* – etwa an den natürlichen Grundlagen unserer Existenz? Dazu gehört für mich wesentlich die rhythmische Strukturiertheit von Abläufen in unserer Lebenswelt.

Damit meine ich sowohl das Rhythmische eines natürlichen Zeitgebers, wie dem Tag-Nacht-Rhythmus als auch soziokulturelle Impulsgeber, die eine Rhythmik generieren können. So etwa der im wöchentlichen Rhythmus wiederkehrende Siebte Tag, der wie man weiß aus dem Ruhe-An-Gebot des Dekalogs herrührt und damit ein Kultur-Produkt ist. In einen Gegensatz dazu stellen wir für gewöhnlich die lineare Logik des industriellen Denkens, die für so viele Fehlentwicklungen verantwortlich zeichnet.

Einige der von uns hier anwesenden Zeitforscherinnen und Zeitforscher haben sich in den vergangenen Dekaden deshalb immer wieder mit den liberalen Vertretern aus Wirtschaft und Politik herumgestritten. Die technokratischen Macher haben uns vorgeworfen, nicht loslassen zu können von der romantisierenden Vorstellung einer Lebenswelt, in der wie vor Millionen Jahren die Rhythmen der Natur und nicht der industrielle Takt den Ton angeben sollen.

Tatsächlich würde ich nur ungern von der Vorstellung einer Arbeits- und Lebenswelt Abschied nehmen, in der natürliche und soziale Rhythmen noch eine wichtige Rolle spielen und dazu gern den Übergang in eine solche, linear durchstrukturierte Epoche verhindern wollen. In eine Epoche, in der kein Wochenrhythmus mehr existiert und wo der Unterschied zwischen Tag und Nacht nicht mehr zu spüren ist – Stichwort 24/7-Gesellschaft. Ich denke hier nicht zuletzt auch an laufende Projekte, die sich kritisch mit der Lichtverschmutzung auseinandersetzen. Ich denke aber auch an die Folgen der weiteren Ausbreitung von Nacht-Kindertagesstätten, die zurzeit

von unserer Familienministerin als Angebot für die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf propagiert werden.

Womit wir wieder bei der Frage der Gestaltbarkeit der Welt wären. Welche Übergänge können und wollen, ja dürfen wir selbst gestalten – und welche nicht? Der Anspruch, Übergänge nach rationalen Kriterien setzen zu wollen, ihren Zeitpunkt zu begründen, zu beschließen und am Ende auch umzusetzen, ist fürwahr ein sehr hoher. Denn viel häufiger werden wir von den Übergängen bestimmt als dass umgekehrt wir sie bestimmen könnten. Das gilt sowohl für die inhaltliche Frage nach dem „Wohin“ eines Überganges wie auch für dessen jeweiligen Zeitpunkt. Der Anspruch, Anfänge und Enden zeitlich steuern zu können und zu wollen, ist Ausdruck einer gewaltigen zivilisatorischen Leistung. Denn er setzt je nach Gegenstandsbereich erstens ein mehr oder weniger großes Ausmaß an Naturbeherrschung voraus – man muss dazu ja auch technisch in der Lage sein. Und er setzt eine noch viel größere Fähigkeit voraus, Anfänge und Enden ethisch zu reflektieren, das heißt begründen und damit bewusstseinsmäßig verarbeiten zu können.

So ist ja jede Familienplanung nichts anderes, als über Anfänge –Anfänge beginnender neuer Leben – rational zu entscheiden. Ohne die Technologie, die sich in der so genannten Anti-Baby Pille materialisiert, wäre dies nur bedingt möglich, wie jeder weiß.

Vor vielen Jahren hatte ich das Glück, auf einem Podium im Rahmen der Römerberg-Gespräche in Frankfurt am Main mit dem Erfinder der Anti-Baby-Pille, Carl Djerassi, zu diskutieren, wo genau dies die Themen waren – die

Technik und die Ethik bei der Setzung von Anfängen – hier eben des werdenden Lebens. Wie man weiß ist die katholische Kirche dagegen Sturm gelaufen, den Zeitpunkt werdenden Lebens aus Gottes Hand in die von Pharmaindustrie und Elternwille zu legen. Genau das aber war die Intention Djerassis, der seine Erfindung, wie er sagte, gerade nicht als Anti-Baby Pille, also gegen das Leben gerichtet verstand, sondern als Werkzeug für die Emanzipation der Frau – sprich: für die Entscheidungsfreiheit. Ob allerdings social freezing, als eine weitere Technologie, die den Zeitpunkt der Entscheidung für die Entstehung neuen Lebens bestimmbar macht, dieser Intention entspricht, ist, wie Sie wissen, in jüngster Zeit höchst kontrovers diskutiert worden.

Noch weitaus schwieriger als über den Anfang des Lebens zu entscheiden, ist wahrscheinlich die Entscheidung über dessen Ende. Die neuere Diskussion über Sterbehilfe diskutiert die Rechtfertigungsbedürftigkeit eines selbstbestimmten Überganges in den Tod und verbindet dies mit dem Begriff der Menschenwürde. Spätestens seit Nietzsche könnte Menschenwürde in diesem Zusammenhang aber auch bedeuten, als schwer erkrankter Mensch nicht dahin siechen zu müssen, sondern als ein vernunftbegabtes Wesen in Würde – und das hieße auch: zum selbst bestimmten Zeitpunkt – abtreten zu können. Die meisten der Beteiligten an der aktuellen Diskussion um Sterbehilfe sehen dies freilich etwas anders.

Und dabei geht es nicht nur um die Möglichkeiten und Grenzen palliativmedizinischer Begleitung, die zweifellos

große Fortschritte gemacht hat, sondern auch um die Frage, ob nicht jeder Mensch ein Recht hat, von seinem Leben ablassen zu dürfen, wenn er lebensgesättigt ist und seine Existenz nur noch als schmerzhaft und sinnlos erfährt.

Carlotta zeigt uns, wie eng beides, der Übergang hinein in das Leben und wieder hinaus zusammenliegt: Der letzte Übergang ist ein Übergang ins Ungewisse ebenso wie der erste, wie das Räsonieren der beiden Zwillinge im Mutterbauch gezeigt hat. Die theologisch Vorgebildeten unter Ihnen werden in dieser Parabel bereits durchgehört haben, dass es darin hintergründig auch um die Ungewissheiten nicht nur beim Eintritt in dieses Leben geht, sondern ebenso beim Austritt: So unwahrscheinlich es dem skeptischen Zwilling erscheint, dass es ein Leben nach der Geburt gibt, mag auch ein Leben im Reich Gottes eher als die unwahrscheinlichere Option erscheinen.

Marianne Gronemeyer hat ja in ihrem schon erwähnten Buchtitel „Das Leben als letzte Gelegenheit“ bereits darauf hingewiesen, welche Folgen es hat, wenn wir das Leben lediglich als ein zeitlich befristetes Projekt begreifen. Sie diagnostiziert darin immerhin eine der wichtigsten Ursachen dafür, dass wir säkularisierten Mitteleuropäer so unter Zeitdruck geraten sind. Denn tatsächlich, wenn uns bewusst wird, dass das Leben eine Strecke ist, erscheint es zumindest nicht abwegig, alles aus diesem limitierten Zeitraum herausholen zu wollen, was uns das Leben so alles anbietet. Oder was wir noch besser organisieren sollten, damit wir auch wirklich keine Chance verpassen.

Immerhin, eine der Nebenfolgen dieser Art von Zeitdruck und seiner pathogenen Erscheinungen war das Aufkommen einer neuen wissenschaftlichen Disziplin, die wir heute Zeitforschung nennen. Dazu kam das Auftreten einiger leibhaftiger Menschen, die sich nun schon seit etwa zwei Dekaden, oft zum Erstaunen der Umstehenden, als Zeitforscher und Zeitforscherinnen bezeichnen. Ihr Geschäft basiert darauf, dass die Menschen in ihrem Bemühen, das Letzte aus ihrem Leben herauszuholen, allzu häufig scheitern oder doch zumindest ein beträchtliches Unwohlsein verspüren – ein Unwohlsein, zu dem die sozialwissenschaftliche Zeitforschung in ihrem aufklärerischen Bemühen sicher selbst einen erheblichen Beitrag geleistet hat. Ein Schelm, wer dabei an ein Geschäftsmodell zur Arbeitsbeschaffung für SozialwissenschaftlerInnen denkt, auch wenn der eine oder andere von uns in Gestalt von Forschungsgeldern oder Tantiemen für Buchveröffentlichungen davon gelegentlich profitiert hat.

Natürlich haben sich die Zeitforscherinnen und Zeitforscher im Stil der neuen Zeit auch vernetzt und sogar feste Organisationsstrukturen geschaffen, um den öffentlichen Diskurs über das Leiden an der Zeit und wie man aus diesem wieder herausfindet, zu organisieren. Zu streiten für den Übergang in eine bessere Gesellschaft des Zeitwohlstands und der Ökologie der Zeit – eine Gesellschaft, in der zum Beispiel achtlos hingeworfene Sätze wie „Wart mal schnell“ sofort sanktioniert werden.

Dass nun ausgerechnet die wohl bekannteste dieser neu entstandenen Zeit-Institutionen in den Ruhestand

übergehen will, übergehen muss oder übergehen darf, wäre für viele, die die Zeitakademie Tutzing immer gern besucht und davon geschwärmt haben, eigentlich schon eine Traueranzeige wert. Denn trotz aller vernünftigen Argumente – nach Loslassen ist mir in diesem Fall ehrlich gesagt nicht. Vielleicht kann ich mich irgendwann damit abfinden. Und weiter gut über die Zeitakademie Tutzing reden. Aber schade isses schon! Das möchte ich an dieser Stelle auch im Namen des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik noch einmal deutlich aussprechen.

Vor allem aber: Danke! Ihr, die Crew und die Häuptlinge von der Zeitakademie, Ihr habt mit Eurer Idee, diesen inzwischen zu einem Begriff gewordenen Gesprächsrahmen ins Leben zu rufen und mit der Kontinuität der vielen spannenden Veranstaltungen, die Ihr über zwei Jahrzehnte angeboten habt, einen unschätzbaren Beitrag zu unser aller Lieblingsthema und seiner Verbreitung geleistet! Unter den wichtigen gesellschaftlichen Organisationen ebenso wie unter den Menschen dieses Landes, die persönlich auf bessere Zeiten hoffen.

Nun ist es doch noch ein Nachruf geworden – aber so sind sie halt manchmal, diese Übergänge...